

Nr. 134. Bromberg, den 28. Juni 1928.

Jan Fock, der Millionär.

Roman von **Edmund Sabott.**

Vertrieb: Carl Duncker Verlag, Berlin W. 62.

(10. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Szamtes hörte aufmerksam zu, er legte sogar eine Hand um die Ohrmuschel, zuweilen nickte er. „Sehr nett! Wo habense 'n das gelernt?"

„Sie haben mich nicht verstanden, Herr Szamtes?"

„Nö, Fräulein."

Sie wiederholte ihm ihre Mitteilungen in deutscher Sprache. Szamtes machte ein verwundertes Gesicht, musterte Erla forschend, stellte aber keine neugierigen Fragen. „Tja", machte er dann, „also und nu: das Gehalt. — Dreihundert Mark is'n bißchen viel! Findense nich?"

„Nein, ich kann es nicht finden."

„Sagen wir: zwohundert . . .? zwohundertzwanzich — na?"

„Sind wir in einem Versteigerungslokal, Herr Szamtes?" fragte Erla mit ihrem schönsten Lächeln.

Da lachte Szamtes gutmütig und entwaffnet. „Sagensemal, Fräulein, könnense v'leicht 'n bißchen reiten?"

„Gewiß, ich reite sehr gern. Wenn Sie noch die alte Nummer irgendeiner Pferdesportzeitung hier liegen haben, können Sie sich überzeugen, daß ich im vorigen Jahr mit der „Lolotte" des Herrn von Klaar in Hannover einen Preis im Hürdenspringen erhalten habe; zwar nicht gerade den ersten, aber . . ."

„Ach nee!" sagte Herr Szamtes und machte runde Augen. „Nu sehnse mal an! Hätt' ich Ihnen nicht zugetraut! — Nett! Sehr nett! Fahrnse auch Auto?"

„Ich habe den Führerschein IIIb."

„Gucke! Gucke! Aber hörnse mal: — dreihundert Mark?" Er schlug mit der flachen Hand auf den Briefstoß, der vor ihm lag. „Hier liegen welche, die machen's für hundertfuffzich!"

„. . . tragen aber eine knallgelbe Bluse und wiegen zwei Zentner!"

„Na ja!"

„Sehen Sie, Herr Szamtes!"

„Er sah sie lange an, prüfte sie, betrachtete ihr Gesicht, ihre ganze Gestalt, ihre Hände, ihre Füße. Dann seufzte er. „Schön! Dreihundert!"

„Und voller Ersatz aller Reisespesen?"

„Natürlich!" bestätigte er großartig und machte eine wegwerfende Handbewegung. „Könnense noch in dieser Woche antreten?"

„Heute noch."

„Nich nötich! Aber am Sonnabend muß ich nach Szarvas. Graf Arkany hat telegraphiert. Se soll'n ihn kennenlernen. 'n ganz netter Mensch, bloß verrückt, 'n ganz klein bißchen verrückt." Er äußerte sich nicht näher über die Verrücktheit des Grafen, sondern kam wieder auf Erlas Beschäftigung: „Briefe schreiben könnense doch auch, nich? — Gut! Mir geht das nicht so von der Hand, wissense. — Also kommense mal morgen so um diese Zeit her! Bringense Ihre Papiere mit, Ihren Paß vor allen Dingen, sonst kriegen wir nich mehr das Visum für Ungarn. — Brauchense v'leicht Vorschuß, Fräulein?"

„Vielen Dank! Nein!"

„Schön! Also dann morgen!"

„Morgen, Herr Szamtes!"

Er ergriff ihre Hand, drückte sie warm, mit beinahe väterlicher Zärtlichkeit und bestätigte ausdrücklich: „Wir werden uns vertragen, Fräulein!"

„Ich hoffe es sehr, Herr Szamtes! — Auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehn, Fräulein!" sagte er und versuchte, seiner Stimme einen schmelzenden Klang zu geben.

Erla nickte ihm zu und ging.

XVI.

Kapitän Süßmund war von der Taufe seines sechsten oder siebenten Jungen aus Stade nach Genua zurückgekehrt, und Hannes Palk brachte seinen Freund sofort an Bord der „Niobe". Der Kapitän rannte auf dem schmalen Laufsteg zwischen Pier und Schiffsdeck hin und her und leitete das Verladen der Maschinenteile, die während der vergangenen Nacht aus München eingetroffen waren. Er brüllte dabei, daß er noch roter im Gesicht wurde, als er ohnehin schon war. Unter diesen erschwerenden Umständen und halb übertönt von dem Klirren und Kreischen der Krankefften, dem Rattern und Quietschen der Rollen, brachte Jan seine Bitte vor. Der neue Steuermannsmaat fand Gnade vor den Augen des Kapitäns. Als alle Fragen zur Zufriedenheit beantwortet waren, sagte er: „Gut, mien Söhn! Denn kick mal morjen wedder mit in und bring de Papiere mit! Dann wulln wi weiter sehn!"

„Das sei bei Kapitän Süßmund so gut wie eine abgemachte Heuer", erklärte Hannes mit überzeugender Sicherheit und hieb Jan vor Freude auf die Schulter. „Junge, Junge! Det wir beede nochmal uff Fahrt jehn! Jroßartig, wat?"

Jan strahlte über das ganze Gesicht. Übermorgen ging die „Niobe" in See, ging über Suez, Colombo nach Osaka, und Jan Fock war an Bord! — Ruhe sanft, Jan Reusselaar!

Es war ein herrlicher Frühlingstag mit hellem, silbrig blauem Himmel, der so gleißte, daß man Sterne vor den Augen aufflimmern sah, wenn man lange hineinschaute. Ganz Genua sah frisch gescheuert aus und brüstete sich mit Millionen blankgeputzter Fensterscheiben. Jan steckte die Hände in die Taschen und schlenderte pfeifend über den Kai. Gehörte ihm nicht die Welt? Ach, sie gehörte ihm von Genua bis nach Osaka und noch ein gut Stück darüber hinaus. Jetzt, da die Abreise so dicht bevorstand, war es endlich Zeit, an Erla Rickenbach zu schreiben. Frühestens in fünf Tagen konnte sie hier sein, und dann war er längst über alle Berge, außer Seh- und Reichweite. Sie mochte kommen.

In einer Verkaufsbude am Kai, wo man alles haben konnte, Getränke, Stiefelwichse, Kaugummi und Kindertrompeten, kaufte er sich ein paar Bogen Briefpapier, lieh sich einen Bleistift aus und setzte sich an einen der kleinen Tische. Der dicke Budenbesitzer brachte ihm ein Gläschen Wein.

Es war nicht leicht, mit dem Brief zustande zu kommen, denn er sollte ja nicht nur die Mitteilung enthalten, daß der Schmuck in einem Stahlfach der Banca d'Italia liege, sondern Erla Rickenbach sollte auch ahnen, aus welchen Gründen er, der ungenannte Schreiber, auf seine Diebesbeute verzichtete. Zwischen den Zeilen sollte sie lesen, welchen unvergeßbaren Eindruck sie auf ihn gemacht, und wie groß sein Verlangen war, sie noch einmal wiederzusehen. Das alles mit der notwendigen Zartheit auszudrücken, war schwierig, aber Jan brauchte nur auf sein Herz zu lauschen, was es ihm diktierte.

Er hatte gerade die erste Seite gefüllt und wollte umwenden, als sich ihm eine Hand auf die Schulter legte, und eine tiefklingende Stimme fragte ihn in englischer Sprache: „Sie sind doch Jan Fock?"

Jan fuhr zusammen. Er zog den Kopf ein, als erwarte er einen Schlag. Dann riß er sich herum und starrte entsetzt einem großen, schlanken Herrn ins Gesicht. Die Hand lag noch immer auf seiner Schulter. Der Fremde lächelte und lüftete ein wenig seine graue Reisemütze.

Er hatte schneeweiße, sorgfältig gescheitelte Haare, hellblaue Augen und einen dünnen, blassen Mund. Sein Gesicht war schmal und trotz seinem Alter ohne Falten.

Er wiederholte lächelnd: „Sie sind Jan Fock, nicht wahr? Ich habe Sie sofort erkannt. Ihre Narbe über dem rechten Auge hat Sie mir verraten. Waren Sie nicht vor kurzem in Berlin?"

Jan konnte nicht antworten. In Berlin! dachte er. Er weiß etwas von meinem Aufenthalt in Berlin, weiß vielleicht etwas von den Platingefäßen, dem Einbruch bei Anthony Tracy, den falschen Hundertdollarnoten . . .

Er sah sich mit geducktem Kopf um, als dächte er an Flucht.

„Ich habe Sie in ganz Deutschland gesucht, Herr Fock," begann der alte Herr von neuem. „In allen Zeitungen erschienen Aufrufe — und Sie sitzen in Genua!"

Jan erhob sich langsam. „Verzeihen Sie!" stammelte er. „Wer sind Sie?"

„Ich bin Oberst Holligan."

„Oberst Holligan?" wiederholte Jan und forschte in seinem Gedächtnis. „Ich kenne Sie nicht!"

„Doch, wir haben uns einmal gesehen."

„Ich habe Sie nie gesehen, Oberst Holligan."

„Doch: an einem späten Abend, auf dem Dach eines Hauses in Berlin. Das Nebenhaus stand in hellen Flammen. Retteten Sie nicht einen alten Mann aus dem brennenden Hermes-Hause?"

„Ja . . ."

„Wissen Sie nicht, wer der Mann war?"

„Ich habe keine Ahnung."

„Dieser Mann war Senjor Argentuela. Kennen Sie den Namen?"

„Ich habe ihn niemals gehört." Er ließ sich wieder auf seinen Stuhl fallen. „Wie geht es dem Herrn? Hat er alles gut überstanden?"

Der Oberst antwortete: „Er hat **alles** überstanden."

„Er ist tot?" fragte Jan erschrocken.

„Er starb vier Tage nach dem Brand."

Jan senkte den Kopf. „Ich hatte viel Mühe mit ihm und dachte, er würde mir unter den Händen sterben. Aber ich konnte ihn nicht rascher aus dem Hause schaffen. Ich war selber elend und schachmatt. Ich tat, was ich konnte. Die Hölle war im Hause los . . ."

„Senjor Argentuela starb nicht, weil Sie ihn nicht schnell genug aus dem Hause schafften; er erlag einem Fieberanfall. — Mit seinen letzten Gedanken war er bei Ihnen."

„Bei mir? Warum bei mir?"

„Er wollte Ihnen danken, wollte Sie belohnen für Ihre Aufopferung. Aber Sie waren verschwunden. Wir suchten Sie überall. Daß ich Ihnen hier begegne, danke ich einem Zufall."

Auf Jans Gesicht zeigte sich Bestürzung. Er griff nach dem Briefbogen, der offen auf dem Tisch lag, faltete ihn zusammen und verbarg ihn in seiner weiten Hosentasche.

„Darf ich fragen, was Sie in Genua zu tun haben, Herr Fock?"

„Ich habe eine Heuer angenommen auf der ‚Niobe', die Sie dort drüben liegen sehen. Übermorgen geh ich in See."

„Wohin?"

„Nach Osaka."

„Sie sind Seemann?"

„Ja."

Holligan zögerte einen Augenblick und dachte nach. „Würden Sie mir erlauben, mich zu setzen? — Danke!" Er legte seine Reisemütze auf den Tisch, und während er Jan sehr eindringlich und aufmerksam betrachtete, fragte er: „Können Sie noch auf die Heuer verzichten?"

„Nein, Oberst Holligan. Ich habe zwar noch nicht unterschrieben, aber morgen wird das geschehen. Diese Gelegenheit darf ich nicht versäumen, denn ich habe kein Geld mehr; — zwanzig oder dreißig Lire — das ist alles."

„Sie sind in Not?"

„Nein, aber ich würde in Not kommen."

„Sie fahren schon lange zur See?"

Jan lächelte „Seit meinem vierzehnten Jahr."

Der Oberst legte seine Hände ineinander, sah darauf nieder und schwieg lange. Dann hob er wieder den Kopf und sah Jan in die Augen. „Es war Senjor Argentuelas letzter Wille, Sie vor aller Not zu bewahren. Er wollte, daß ich mich Ihrer annähme. Morgen abend reise ich mit dem ‚Re Umberto' nach Para ab. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, Herr Fock, wenn Sie mich begleiteten."

„Das ist ganz unmöglich, Oberst Holligan! Verzeihen Sie!"

„Ihrer Heuer wegen?"

„Ja — und weil ich kein Geld habe."

„An der Geldfrage soll Ihre Einwilligung nicht scheitern."

Jan zuckte unschlüssig mit den Schultern. „Ich weiß nicht, Oberst Holligan . . . was soll ich in Para? Ich habe hier meine Heuer, und ich freue mich darauf, wieder in See zu gehen. Ich danke Ihnen für Ihre Freundlichkeit recht sehr. Ich bin auch glücklich, daß Herr Argentuela sich meiner erinnert hat und mich belohnen wollte. Aber ich bin ja nicht in Not, und ich werde auch nicht in Not kommen. Wäre der alte Herr noch am Leben, so führe ich gern nach Para, um ihm noch einmal die Hand zu schütteln, aber er ist ja nun tot."

Oberst Holligan saß ganz unbeweglich. Er zog die Stirn in Falten, sah Jan sorgsam prüfend an und sagte sehr langsam: „Wenn Sie von Ihrer Heuer zurücktreten und mich nach Para begleiten, zahle ich Ihnen fünfundzwanzigtausend Dollar."

Jan Fock erblaßte. Sein Gesicht ward plötzlich welk. Seine rechte Hand griff einmal kurz in die Luft und fiel wieder auf den Tisch zurück.

Oberst Holligan fuhr fort: „Senjor Argentuela wollte, daß ich Sie kennenlerne und Ihnen nahe komme . . ."

„Fünfundzwanzigtausend Dollar . . ." murmelte Jan und schluckte an jeder Silbe.

„Ja. Wenn Sie es wünschen, stelle ich Ihnen einen Teil des Geldes schon heute, den Rest morgen zur Verfügung."

Ich träume! sagte sich Jan Fock. Ich träume einen unsinnigen lächerlichen Traum. Ich werde erwachen und in der Koje der „Niobe" liegen oder auf der Pritsche im Seemannsheim und hinaufstarren zu der verräucherten Decke mit den vielen Spinnweben . . .

Sein Mund verzog sich zu einem dünnen grämlichen Lächeln.

„Ich warte auf Ihre Antwort, Herr Fock!" sagte Oberst Holligan sachlich.

„Sie treiben keinen Scherz mit mir?" fragte Jan kläglich. „Fünfundzwanzigtausend Dollar, Herr! Denken Sie, fünfundzwanzigtausend . . ." Es hörte sich an, als schluchzte er.

„Sie müssen sich beruhigen, Herr Fock! Aber ich frage Sie nun noch einmal: Kommen Sie mit mir nach Para?"

„Ja", flüsterte Jan heiser und ließ sein Kinn auf die Brust sinken. „Ja." Er preßte seine Fäuste gegen die Schläfen. „Erlauben Sie mir noch eine Frage, Oberst Holligan."

„Bitte!"

„Wir sitzen hier auf dem Quai della Marinetta in Genua, nicht wahr? Es ist hellichter Tag? Und ich träume nicht? Sie wollen mir fünfundzwanzigtausend Dollar, amerikanische Dollar, geben, wenn ich Sie nach Para begleite?"

Da lächelte Holligan. „Sie haben sich sehr klar ausgedrückt, Herr Fock. Es stimmt alles. — Stehen Sie auf und kommen Sie! Wir haben noch mancherlei Wege, bevor wir an Bord gehen können."

Jan erhob sich taumelnd wie ein schwer Berauschter.

(Fortsetzung folgt.)

Ueberfall.

Skizze von Kurt Miethke.

John Hickson verließ das Hotel Ritz und überschritt langsam den Vendomeplatz. Ein ganz leichter, dünner Regen fiel, der sich um die elektrischen Lampen, die den Platz beleuchteten, wie ein feiner lichter und bewegter Schleier legte. John Hickson blieb in der Mitte des Platzes stehen und überlegte, ob er ins Hotel zurückgehen sollte, um seinen Regenmantel zu holen. In diesem Augenblick fuhr jedoch ein Auto langsam an ihm vorbei, der Chauffeur fragte mit höflich einladender Armbewegung: „Taxi, Monsieur?"

Hickson nickte und fragte den Chauffeur, ob er wüßte, wann die Revue des Casino de Paris begänne; nach erhaltener Auskunft sagte er kurz: „Gut, also zum Casino."

Er öffnete die Tür des Autos und wollte sich eben auf dem Ledersitz niederlassen, als sich der Wagen auch schon mit einem heftigen Ruck und mit beängstigender Geschwindigkeit in Bewegung setzte, so daß Hickson auf den Sitz geschleudert wurde. Er drehte sofort das Licht an. Im gleichen Augenblick sagte eine Stimme: „Nett, daß Sie mir ein bißchen Gesellschaft leisten wollen!"

Der Sprecher war ein Mann mit einem kleinen Menjoubart. Er hielt einen Revolver in der Hand.

Hickson betrachtete sowohl den Unbekannten als auch den Revolver mit unverhohlener Verblüffung.

„Was soll das heißen?“ fragte er mit belegter Stimme.

„Das werden Sie bald genug erfahren“, erwiderte lächelnd sein Gegenüber. „Gestatten Sie zunächst . . .“, mit einem schnellen Griff hatte er aus John Hicksons hinterer Hosentasche den Browning hervorzogen und ihn in seiner eigenen Tasche sorgsam verstaut.

„Sind die Ringe an Ihren Händen echt“, erkundigte er sich höflich. „Ja? Ausgezeichnet. Würden Sie sich bitte die Mühe machen, diese Ringe abzustreifen?“

Während Hickson seine Ringe abstreifte, warf er einen Blick nach der Tür, den der andere auffing.

„Geben Sie sich keine Mühe, die Türen sind nur von außen zu öffnen. Aber Sie können versichert sein, daß ich Sie gern hinauslassen werde, wenn unsere Plauderei zu Ende ist.“

Hickson, gereizt von dem ironischen Ton, fragte scharf: „Wer sind Sie eigentlich, und was wollen Sie von mir?“

„Ich gestatte mir zu bemerken, daß ich Ihre Frage — na, sagen wir — für wenig intelligent halte. Ich bin Spitzbube und will Ihre Wertsachen. Zunächst Ihre werte Brieftasche. Zu weiteren Auskünften bin ich gern bereit. Nun?“

„Das Abenteuer beginnt mich zu interessieren. Verzeihen Sie den gereizten Tonfall meiner Frage; im Grunde sind Sie der scharmanteste Dieb, den ich je kennen gelernt habe.“

Der Andere lachte: „Sehen Sie, wir verstehen uns glänzend! Darf ich also um die Brieftasche bitten.“

„Bitte sehr!“ Und Hickson reichte ihm seine schwarze Brieftasche. Der Unbekannte öffnete sie und rief erstaunt aus, nachdem er sie sorgfältig untersucht hatte: „Wie! Sie haben nur zweihundertundfünfzig Franken bei sich! Ein Gast des Hotels Ritz! Erlauben Sie, daß ich das ebenso erstaunlich wie blamabel finde. Zweihundertfünfzig!“

„Wundert Sie das so sehr? In Paris muß man sehr vorsichtig sein. Wie leicht kann man bestohlen werden...!“

Beide lachten. Der Unbekannte reichte Hickson die Tasche zurück: „Ich will Ihnen wenigstens die Möglichkeit lassen, mit einem Auto zurückzufahren. Ihre Uhr?“

„Platin.“

„Ah, darf ich bitten?“

Die Uhr verschwand in derselben Manteltasche, in der die Ringe und der Revolver auch schon versunken waren.

„Sonstige Wertgegenstände?“

„Mein silberner Bleistift vielleicht?“

„Merci, mit Kleinigkeiten gebe ich mich nicht ab. Aber ich sehe es Ihnen an, daß Sie, wenn auch nichts Wesentliches mehr in den Taschen, so doch etwas Wesentliches auf dem Herzen haben. Fragen Sie, ich werde antworten.“

John Hickson lächelte: „Ihre Art entzückt mich. Sie wissen ja, daß wir Amerikaner Abenteuer lieben und daß wir sie uns auch etwas kosten lassen. Der kleine Verlust schmerzt mich gar nicht. Und so wird es Sie nicht wundern, daß ich mich über die ganze Sache herzlich freue. Sie sind mir sympathisch.“

Hickson reichte seinem Gegenüber die Hand, die dieser zögernd ergriff.

„Wollen Sie mir verraten, ob Sie dieses Geschäft schon lange betreiben? Zwei Jahre schon? Sehr, sehr interessant. Und haben Sie heute schon einmal — oder drücken wir es so aus — waren Sie heute schon einmal geschäftlich tätig?“

Statt jeder Antwort holte der andere eine dicke, gelblederne Brieftasche hervor, die er öffnete. Ein dickes Bündel Banknoten wurde sichtbar.

„Donnerwetter“, sagte Hickson.

„Von einem Bankier, bekannten Pariser Finanzmann. Vor einer Stunde genommen. Achtzigtausend Franken.“

„Donnerwetter,“ sagte Hickson noch einmal.

„Ja, das lohnt sich.“

„O ja, das lohnt sich“, wiederholte Hickson.

„Leider muß ich Sie jetzt absetzen. Wir sind jenseits des Bois. Sie werden zwanzig Minuten laufen müssen, um ein Auto zu finden. Aber die Nachtluft wird Ihnen gut tun, wenn sie auch ein wenig feucht ist. Good night, Sir.“

Er klopfte dreimal scharf an die Scheibe. Sofort stand der Wagen. John Hickson drängte sich nah an den Unbekannten, drückte ihm mit äußerster Herzlichkeit lange die Hand, sang noch einmal ein Loblied über den Scharm dieses Überfalls und stieg aus. Er sah dem Auto eine Viertelminute lang nach. Dann rannte er mit Riesenschritten dem nächsten Gehölz zu. Er lachte im Laufen, lachte immerzu, die Tränen liefen ihm über das Gesicht, so schrecklich lachte John Hickson. Er lief im Zickzack, machte Bogen, schlug Haken, bis er endlich an eine Wegstelle kam, die er kannte. Er näherte sich kichernd und eilig der nächsten Laterne. Hier blieb er stehen und holte aus seinem Jackett zwei Brieftaschen hervor. Eine schwarze und eine gelblederne.

Die schwarze verstaute er sofort wieder.

Die gelblederne öffnete er, holte das massige Banknotenbündel heraus und begann zu zählen. Es waren genau achtzigtausend Franken. Dann griff er in eine andere Tasche, holte seine Ringe heraus, steckte sie an, und schließlich tat er noch seine Platinuhr in die ihr zukommende Westentasche.

Zur selben Zeit entdeckte der Mann im Auto, was geschehen war. Entdeckte, daß er es mit einem Kollegen, aber mit einem größeren Kollegen zu tun gehabt hatte. Und fluchte stundenlang . . .

Der „Kollege“ aber, der gesuchteste aller Hochstapler und Taschendiebe der Welt, John Hickson, alias Herbert Leechtown, gesucht von neunzehn amerikanischen und acht europäischen Staaten, fuhr noch am selben Abend nach Monaco, im Besitz von zwei Brieftaschen, deren eine er manchmal hervorzog und zärtlich streichelte.

Gigantisches Asien.

Von Dr. Ernst **Hengstenberg**=Elmshorn.

Eurasien nennt der moderne Geograph gern die Landmasse, die Asien und Europa miteinander bilden. Damit spricht er Europa die Berechtigung ab, als selbständiger Erdteil zu gelten, und macht es zu einer reich gegliederten Halbinsel, die Asien weit nach Westen vorstreckt, bis in den Atlantischen Ozean hinein. Geographisch mag sich das in mancher Hinsicht verteidigen lassen, die Kultur= und Geistesentwicklung Europas aber stellt einer solchen Einverleibung in Asien ein unwidersprechliches „Nein“ entgegen.

Auch ein Blick auf die geographischen Eigenschaften Asiens rückt diesen Erdteil dem zierlichen Europa fern. Man muß die gigantische asiatische Landmasse als den Erdteil der Gewaltsamkeiten, der wilden Steigerung aller irdischen Erscheinungen bezeichnen, ganz im Gegensatz zu Europa, wo alles zahm, in Kleinformat, kulturfreundlich und der wilder Urentwicklung entrückt erscheint.

Mehr als vier Europa ergeben erst ein Asien, das rund ein Drittel der gesamten Erdoberfläche ausmacht und mehr als die Hälfte aller Menschen beherbigt, die auf der Erde leben. Wie selten nur geben wir solchen Vorstellungen Raum. Wie drohend geradezu könnte uns die Nachbarschaft eines in jedem Ausmaße so gewaltigen Gebietes erscheinen, gemessen an der Kleinheit unserer Maße. Wer hat eine Vorstellung davon, daß das chinesische Gesamtreich Europa um das Zweifache des Deutschen Reiches übertrifft und damit das gewaltigste Reich der Erde darstellt? So groß ist der chinesische Volksboden! Dies wissen, heißt sicherlich Verständnis für die chinesischen Gegensätze von Süd und Nord aufbringen. An zweiter Stelle im Größenverhältnis steht das jetzt in sowjetistische Einzelstaaten zergliederte russische Asien, das 31mal das Deutsche Reich in sich aufzunehmen vermag. Zehnmal steckt das Deutsche Reich in Britisch=Indien allein, dreimal in Persien, wobei stets das größere Vorkriegsdeutschland zum Vergleiche herangezogen ist. Zwar kommt keine Stadt Asiens den ungeheuren Menschenansammlungen europäischer Weltstädte an Einwohnerzahl gleich, aber Millionenstädte finden sich auch in Asien. Japan hat deren zwei: Tokio und Osaka; in China gibt es zwei: Kanton und Hankau=Wutschang; als fünfte Millionenstadt Asiens trit Kalkutta hinzu, das vor zweihundert Jahren noch ein Fischerdorf war. Großstädte — nach der Einwohnerzahl gemessen — gibt es in Menge: Jerusalem gehört zu den kleinsten, Schanghai steht dicht an der Million.

Die ungeheure Landmasse Asiens vereinigt in sich die größten denkbaren Widersprüche. Im nordasiatischen Bergland, im Gebiet des Lamaflusses, ist die durchschnittliche Januartemperatur 51 Grad unter Null, im Juli herrschen durchschnittlich 15 Grad Wärme. Bis zu 70 Grad Kälte sind dort gemessen worden. Dies Land der größten Kälte kennt fast keine Niederschläge, während im tropischen Südasien, in den Bergen von Assam am südlichen Himalaya, die durchschnittliche jährliche Regenmenge 12 Meter beträgt; und doch liegt — geographisch gemessen — nicht weit davon im Innern Vorderindiens ein fast völlig trockenes Gebiet, und es entsteht die Wüste Tharr in enger Nachbarschaft v on dem Treibhaus Indiens. So reicht Asien aus arktischer Kälte in subtropische, dem Europäer unerträgliche Hitze. Die ausgleichenden Wirkungen des Meeres auf Temperatur und Niederschläge fehlen Asien fast vollständig. So hat Peking, das auf der Breite von Neapel liegt, im Winter ein kälteres Klima als Stockholm.

Die Berge der Erde, die Tiefen ihrer Meere sind — an der Gesamtoberfläche der Erde gemessen — nicht mehr als winzige Runzeln einer Haut. Selbst ein Himalaya, mit 8800 Metern die höchste Erhebung der Erde, ist vergleichsweise unwahrnehmbar auf der Gesamtheit der Fläche. Unser Globus hat also recht, wenn er die Erdoberfläche als glatt darstellt. Immerhin, in Asien liegt die Zinne unserer Welt, und Asien besitzt in dem 1500 Meter tiefen Baikalsee,

der so groß ist wie Ostpreußen, die tiefste Senke innerhalb des Festlandes. Der eben erwähnte Himalaya würde, nach Europa versetzt, eine Strecke von Paris bis Moskau an Längenausdehnung einnehmen. Zwar hat Asien im Kaspischen Meer (etwa gleich dem Deutschen Reich ohne Bayern) den größten Binnensee der Erde, aber der gewaltigste Strom der Erde fließt nicht in Asien, weder was die Länge noch die Mächtigkeit des Stromgebietes angeht. An Länge stehen Mississippi, Nil und Amazonas voran, letzterer mit dem gewaltigsten Stromgebiet der Erde. Aber der 4000 Kilometer lange Hoangho hat dem Gelben Meere seinen Namen gegeben; seine Fluten, die den Löß mitführen, färben weithin das Meer. Im Süden, in Indien, bilden Ganges und Brahmaputra ein Delta — größer als Bayern — aus angeschwemmten fruchtbaren Erdmassen. Der Mekong bringt für sich allein in Hinterindien ein Mündungsgebiet zustande, das fast die Größe Bayerns erreicht. In den Deltagebieten und in den tropischen Niederungen sind die Dschungeln die Hauptaufenthaltsorte der Tiger und der Schlangen. Rund tausend Menschen sterben allein in Vorderindien alljährlich durch den Überfall des Tigers, rund 20 000 Menschen durch Schlangenbiß. Die Brillenschlange hat den Hauptanteil an der Beute. Das Wunderland Indien läßt seine 300 Millionen Menschen von rund einer Viertelmillion Europäern, meist Engländern, beherrschen und ausbeuten. Ein Erwachen und Sichermannen dieses Volkes kann die Welt umstürzen.

Während der ostasiatische Inselbogen die Landbrücke herauf nach Kamtschatka bildet und den letzten Rand des zwischen den Inseln und dem Kontinent weggesunkenen Landes darstellt, sind die Sundainseln die Reste der im Meer versunkenen hinterindischen Landscholle. Würde sich hier das abgesunkene Land nur um 50 Meter wieder heben, so wäre die ganze Inselwelt um Sumatra, Java, Borneo wie früher mit dem asiatischen Festland vereinigt. Wie seltsam ist unsere deutsche Vorstellung von einer Insel! Wir denken an Borkum, an Westerland oder an die größte deutsche Insel Rügen. Wie klein sind die Maße im Vergleich zu den asiatischen! Da ist Java; dreimal so groß wie das alte, ungeteilte Schlesien! Dabei zählt es 30 Millionen Einwohner, also das Sechsfache der Bevölkerung Schlesiens. Borneo hat die Größe der skandinavischen Halbinsel. Die Wälder im Innern sind die Ursache, daß weite Teile heute noch unerforscht sind. Der dunkle Erdteil, so viel steht heute fest, ist nicht mehr Afrika, sondern Asien. Seine abflußlosen Gebiete, seine Zonen um den festländischen Kältepol, seine Hochebenen (Tibets Durchschnittshöhe beträgt 4500 Meter), seine subtropischen Urwälder sind noch voller Rätsel. Zweifelos wird das Ziel der Abenteurersehnsucht heranwachsender Geschlechter Asien sein, das Land des Übermaßes, der Gegensätze, der gewaltigsten Steigerung aller irdischen Erscheinungen.

Die Verbrecherdrüse des Menschen.

Die mörderischen Instinkte des Menschen sollen mit X-Strahlen getötet werden.

Der bekannte Arzt und Röntgenologe Dr. H. Hersey (Newyork) hielt dieser Tage vor einem aus Ärzten, Naturforschern und anderen Wissenschaftlern bestehenden Auditorium einen Aufsehen erregenden Vortrag, in dem er die überraschende Mitteilung machte, daß er ein Verfahren entdeckt habe, mit dem, seiner Ansicht nach, Schwerverbrecher geheilt und zu nützlichen Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft gemacht werden könnten. Seine wissenschaftlichen Untersuchungen haben — so führte Dr. Hersey aus — ergeben, daß für die Untaten verbrecherischer Menschen die sogenannte Thymusdrüse verantwortlich sei; diese Drüse sei die Trägerin verbrecherischer Anlagen, und die unmittelbare Ursache der meisten Schwerverbrechen, insbesondere der Morde. In den X-Strahlen habe man das gegebene Mittel, diese Drüse unschädlich zu machen.

Die Justiz und die gesamte Menschheit habe die Pflicht, nicht die Verbrecher selber, sondern die fragliche Drüse zu töten. Wenn dies einmal geschehen sei, sei nicht mehr zu befürchten, daß der so behandelte Verbrecher noch einmal rückfällig werde. Die Thymusdrüse ist bei jedem Menschen in den ersten Lebensjahren vorhanden; sie liegt im Hals, hinter dem Handgriff des Brustbeins, und wiegt etwa zehn bis zwanzig Gramm. Vom zweiten Lebensjahr an hört das Wachstum dieser Drüse auf, und sie bleibt stationär bis zur Pubertät. Bei dem normalen Menschen beginnt sich die Drüse vom sechzehnten Lebensjahre ab allmählich in ein Fettgewebe zu verwandeln, und nach wenigen Jahren ist sie verschwunden; nur bei einigen Individuen verschwindet sie nicht, und diese Kategorie bildet nach Ansicht Herseys die Schwerverbrecher; das Vorhandensein der Thymusdrüse ist nach Hersey das auffallendste körperliche Merkmal der Schwerverbrecher.

Dr. Hersey hat sich viele Jahre mit dem Problem beschäftigt. Seine Forschungen haben ergeben, daß in 57 Fällen das Vorhandensein einer auffallend großen Thymusdrüse bei Schwerverbrechern festgestellt worden ist. Dr. Hersey hat der Sezierung der Leichen verschiedener in Amerika hingerichteter Schwerverbrecher beigewohnt, und hat seine Ansicht nach dem Vorhandensein einer vergrößerten Thymusdrüse bei solchen Schwerverbrechern bestätigt gefunden. Es sei eine selbstverständliche Pflicht der Wissenschaft und der Behörden, führte der Arzt weiter aus, für die Entfernung dieser Drüse zu sorgen, was durch Anwendung von X-Strahlen oder durch einen operativen Eingriff geschehen könnte. Unzählige Morde würden unausgeführt bleiben, wenn diese Maßregel strikt durchgeführt werden würde.

Daß Verbrecher größtenteils bedauernswerte Menschen sind, deren Psyche anders beschaffen ist, als die normaler Menschen, und daß viele solcher Verbrecher besser in eine Heilanstalt als auf den Richtstuhl gehörten, haben vor Hersey schon namhafte Psychoanalytiker festgestellt. Dem Amerikaner aber war es vorbehalten, die Ursache einer schwerverbrecherischen Anlage in einer besonderen körperlichen Konstitution festzustellen. Es wäre jedenfalls zu wünschen, daß die Angaben des Arztes von sachmännischer Seite nachgeprüft werden, und daß Herseys Anregungen, wenn sich seine Hypothese bestätigt, von Wissenschaft und Staat aufgegriffen und befolgt werden. St. F.





* **Sprachliches aus Indien.** Die 290 Millionen Menschen, welche die vorderindische Halbinsel bewohnen, sprechen nicht weniger als 179 verschiedene Sprachen, die ihrerseits in 544 besondere Dialekte zerfallen. Unter diesen vielen Sprachen gibt es auch eine, die weder Haupt- noch Zeitwörter kennt. Wir Europäer können nur schwer verstehen, wie es bei diesem Mangel an Ausdrucksmitteln überhaupt auch nur annähernd möglich ist, seine Gedanken einem anderen in verständlicher Form mitzuteilen. Unter den indischen Sprachen stößt man auf die größten Gegensätze. Während einzelne nur wenige hundert Wörter kennen und daher auch nur eine recht beschränkte Ausdrucksmöglichkeit besitzen, weisen andere einen Wörterschatz von größter Reichhaltigkeit auf. Daneben besitzen sie ein so fein durchgebildetes grammatisches System, wie man es sonst nur dem Altgriechischen oder Lateinischen nachrühmt.

*

* **Der Spargel der Liebenden und Advokaten.** An den Spargel knüpften die alten Römer viel Aberglauben. Der Genuß von Spargelwasser sollte Liebe erwecken, eine Spargelstange, an einer seidenen Schnur um den Hals getragen, galt als Liebesamulett, und wegen des immer neuen jungen Ausschlagens der Pflanze — Spargelpflanzen können wirklich zwanzig Jahre und wildwachsende sogar noch älter werden — wurde der Spargelgenuß besonders solchen Menschen empfohlen, die viel und unermüdlich sprechen mußten, wie die Rechtsgelehrten und Staatsmänner, die ihn aber wohl aus anderen Gründen gern verspeisten. Sein rasches Wachstum machte den Spargel auch zum Sinnbild der Schnelligkeit, weshalb Kaiser Augustus, wenn er die rasche Beendigung einer Sache kennzeichnen wollte, gern zu sagen pflegte: „Es wird schneller als Spargel fertig sein."

*

* **Ameisen, die Ställe bauen.** In Ostindien lebt eine Ameise (Oecophylla smaragdina), die dadurch merkwürdig ist, daß sie ihre Nester aus Blättern herstellt, welche sie mit Spinnfäden aneinander befestigt, wobei als Klebestoff ein von den Larven der Ameise ausgeschiedener Spinnsaft verwendet wird. Diese Ameisen leben in der Regel mit Blattläusen zusammen, da ihnen der Honigtau, den diese produzieren, zur Nahrung dient. Um sich der Blattläuse aber auch zu versichern, bauen nun die Oecophylla-Ameisen in ihren Nestern sogar eigene Ställe für sie, die, nach Knauer, oft bis 40 Zentimeter im Durchmesser aufweisen. Auch einige der bei uns vorkommenden Ameisen sperren ihre Blattläuse in Ställe, die man als „Blattlauspavillons" bezeichnet; doch werden diese nicht innerhalb der Nester, sondern an den Pflanzen, an denen die Blattläuse leben, angelegt. So fand ein Forscher z. B. solche „Pavillons" an den Stengeln einer Wolfsmilchpflanze.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.